

Orient-Expreß.

Novelle von **Paul Oskar Höcker.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Sora griff plötzlich nach einer kleinen deutschen Zeitung Peras, der „Osmanischen Post", die auf dem Tische lag, zeigte auf eine Notiz und sagte lächelnd: „Wissen Sie, Noëlie, daß ich in der Verzweiflung der letzten Tage, als auch Sie nichts von sich hören ließen, schon einen ganz abenteuerlichen Plan gefaßt hatte? — Lesen Sie einmal diese paar Zeilen!"

Noëlie las laut vor: „Unter den angekommenen Vergnügungsreisenden ist für die deutsche Kolonie bemerkenswert: Herr Konzertdirektor Wollmann aus Berlin. Der Genannte spielt im Musikleben der deutschen Reichshauptstadt eine bedeutsame Rolle."

Noëlie brach die Vorlesung unter Lachen ab.

„Ist der Herr etwa in Wirklichkeit kein so berühmter Künstler?" fragte Sora überrascht.

„Künstler ist er überhaupt nicht. Er ist ein Agent — lediglich Geschäftsmann — und er würde ebensogut mit Papier oder Taillenfutter handeln können. Er hat es aber immerhin verstanden, sich in der Musikwelt eine gewisse Geltung zu verschaffen. Er arrangiert nämlich die Konzerte von berühmten und unberühmten Sängern und Virtuosen."

Sora lächelte. „Dann wäre er also gerade der Mann gewesen, den ich brauchte. Denn sehen Sie, Noëlie, in meiner Verzweiflung hatte ich nämlich schon den Plan gefaßt, hier alles im Stich zu lassen, einen anderen Namen zu wählen und meinen Beruf in der Kunst zu suchen."

„Sora — wäre es möglich — Sie, die ehemalige Hofdame?! Und aus Langerweile? — Uebrigens," fuhr sie mit einem neuen Anlauf fort, um sich endlich alles von der Seele zu wälzen, „werden Sie von jetzt an wahrscheinlich sehr wenig Ursache haben, sich über Einsamkeit zu beklagen."

Die Freundin sah sie fragend an. Noëlie erwiderte ernst den Blick und fuhr fort: „Prinz Karoly weilt in Konstantinopel!"

Die Wirkung ihrer Worte entsetzte Noëlie. Ihre Freundin fuhr zusammen, sie tastete mit den Händen um sich, aschfahl war ihr Antlitz geworden, und alles Blut war aus ihren Lippen gewichen.

„Woher wissen Sie das?" stieß Sora endlich tonlos hervor.

„Ich erfuhr es aus dem Munde eines Bekannten, des Rittmeisters Cornelius, der daraus eine Gefahr für Sie herleitete. Deshalb hielt ich es auch für meine Pflicht, Ihnen die Botschaft mitzuteilen."

„Ich danke Ihnen, Noëlie. Aber welche Gefahren Ihr Landsmann für mich aus der Anwesenheit des Prinzen herleitet, ist mir unverständlich. Denn ich werde den Prinzen nicht sehen. Ich fürchte nur für meine geliebte Fürstin, der dieser unüberlegte, gewagte Schritt des Prinzen neue Schwierigkeiten, neuen Verdruß und Verlängerung der Verbannung eintragen wird . . . Ach, Karoly, Karoly — wozu von neuem die nutzlose, thörichte Qual — jetzt, wo das wild pochende Herz sich kaum beruhigt hatte!"

Noëlie hatte ihre Hände erfaßt, um sie zu beschwichtigen. Laut schluchzend warf sich Sora der Freundin an die Brust. Lange standen sie so in inniger Umschlingung.



Dr. Gustav Mangold,
Kommandant in der deutschen Legion in Transvaal. (S. 11)

Endlich raffte sich Sora auf, ihre Thränen trocknend. Männliche Entschlossenheit trat in ihre Züge.

„Es ist keine Zeit zum Weinen," sagte sie in herbem Tone. „Nun heißt es handeln, um den Fehler des Prinzen wieder gut zu machen."

„Was wollen Sie thun, Sora?"

„Selbst abreisen."

„Sofort?"

„Ja. Und hoffentlich doch mit Ihnen zusammen."

„Nach Deutschland?"

„Vielleicht. Jedenfalls aber aus der Stadt fort, in der Prinz Karoly weilt. Dem Geschwätz der Menge, dem Geklatsch der Zeitungen soll nicht neue Nahrung gegeben werden. Dafür steht mir der ideale Bund, der zwischen dem Prinzen und mir bestanden hat, zu himmelhoch. Und auch der Fürstin, die auf mich baut wie auf einen Felsen, bin ich es schuldig, den Verdacht von mir zu weisen, als habe eine solche Reise des Prinzen in meinen Wünschen gelegen. Sie haben mir gesagt, daß jener Berliner Agent für Geld zu jedem Dienst bereit sei. So wäre er also auch im stande, aus mir für einige Wochen eine berühmte Sängerin zu machen?"

„Mit Leichtigkeit."

„Gut, dann werde ich — um jede Erinnerung an die Sora Romanescu zu verwischen — ihn als Impresario annehmen und unter irgend einem Namen eine Konzertreise antreten. Aber die eine Bitte habe ich an Sie, Noëlie: Sie müssen mich begleiten! Nehmen Sie meinen Vorschlag an! Sie sind mein Gast während dieser ganzen eigenartigen Reise."

Noëlie umarmte und küßte sie. „Sie befreien mich damit von schweren Sorgen, Sora; denn ich bin durch meine Flucht vorläufig gänzlich mittellos."

„Und nicht lange gezögert!" rief Sora mit heißen Wangen. „Morgen Mittag fahren wir beide nach dem Palasthotel, wo der Konzertdirektor abgestiegen ist, und damit beginnt dann unsere gemeinsame Künstlerlaufbahn."

„Oder wir wollen lieber verabreden, uns in dem Hotel um eine bestimmte Stunde, etwa drei Uhr, zu treffen. Bis dahin kann ich vom Selamlik schon zurückgekehrt sein."

„Und hoffentlich kommen Sie mit einem strahlenden Gesichtchen und besten Nachrichten!"

„Wolle es Gott! Erscheine ich nicht — nun, so wissen Sie ja, Sora, welches Schicksal mir geworden ist."

4.

Am anderen Morgen schickte Sora ihrem Besuch ein schwarzes Seidenkleid durch die Kammerfrau. Nach einigen Aenderungen paßte es Noëlie. Es war Vorschrift, beim Selamlik im Gesellschaftsanzug zu erscheinen.

Noëlie war schon seit dem grauenden Morgen am Schreibtisch beschäftigt gewesen. Immer

wieder hatte sie die Entwürfe für die Bittschrift vernichtet. Erst die letzte Arbeit, die nun — in tadellosem Französisch abgefaßt und geschrieben wie gestochen — fertig auf dem Pult lag, entsprach ihrem Urteil.

Auch Sora, der sie das Schriftstück zu lesen gab, war mit der Fassung einverstanden.

Klopfenden Herzens machte sich Noëlie dann auf zu ihrem schweren Gange. Das Schreiben trug sie wohlverwahrt in der versteckten Innentasche eines kostbaren seidenen Umhangs.

Sie bestieg, an der Hauptstraße von Pera angelangt, die, steil bergaufführend, den ganzen Stadtteil durchschneidet, einen Wagen und ließ sich nach dem deutschen Generalkonsulat fahren.

In höflichem Tone brachte sie dort dem stellvertretenden Beamten ihre Bitte vor, zum Selamlik zugelassen zu werden. Ihr Gesuch ward aber rundweg abgeschlagen, weil sie sich nicht im Besitz eines Passes befand. Sie verlegte sich aufs Bitten; der Beamte blieb aber fest beim Buchstaben der Vorschrift. Niedergeschmettert verabschiedete sie sich endlich.

Als sie vors Haus trat, sah sie einen Herrn mit ihrem Kutscher unterhandeln. Es war Tessarow, der Journalist, mit dem sie gestern auf dem Dampfer gesprochen hatte. Sie erkannte ihn sofort wieder.

Auch der Fremde hatte sie bereits bemerkt. Er zog tief seinen Hut vor ihr und begrüßte sie sehr respektvoll.

„Verzeihen Sie, meine Gnädigste, daß ich soeben den Versuch gemacht habe, Ihren Kutscher — ohne freilich zu wissen, daß es der Ihrige war — zur Untreue zu verführen."

Noëlie sah den Fremden zerstreut und fragend an.

„Ich suchte nämlich nach einem Gefährt, das mich zum Selamlik hinauf zur Hamidije-Moschee des Sultans bringen soll; der Kutscher sagte mir aber, daß er von Ihnen bereits engagiert sei."

„Leider werde ich keinen Gebrauch von seinem Wagen machen können," erwiderte Noëlie mit einem Seufzer. „Ich habe unglücklicherweise meine Papiere nicht bei mir, und der Vertreter des Konsulats will mir auf mein ehrliches Gesicht hin nicht glauben, daß ich die Konzertsängerin Noëlie Tausig bin."

Der Fremde lüftete seinen Hut. „Gestatten Sie, daß ich Ihnen in Ihrer kleinen Verlegenheit aushelfe?"

Noëlie zauderte nicht lange. Es hing ja vielleicht das Leben des armen Stury von dem Erfolg dieses Ganges ab. „Ich nehme Ihr liebenswürdiges Angebot ungemein dankbar an, Herr Tessarow," sagte sie, tiefaufatmend.

„Dann steigen Sie, bitte, schleunigst in den Wagen wieder ein und gestatten Sie, daß ich neben Ihnen Platz nehme!"

Er gab dem Kutscher die erforderliche Weisung, polternd rasselte das Gefährt dann wieder bergauf, um, dem Kamm des kleinen Höhenzugs folgend, an den der Stadtteil Pera angelehnt ist, die Richtung nach Jildiz-Kiosk, der Residenz des Sultans Abdul Hamid, einzuschlagen. Man kam an prachtvollen Marmorbauten vorüber, dem großherrlichen Marmorpalais Dolmobagtsche, durch die volkreiche Vorstadt Beschiktasch, am Kloster der „tanzenden" Mewlewi-Derwische vorbei; und immer behielt man zur Rechten den prächtigsten Blick über den Bosporus und zur asiatischen Küste hinüber.

Viel Militär im Paradeanzug war unterwegs; elegante Galawagen, in denen reichgeschmückte Paschas saßen, überholten das Mietsfuhrwerk, Fußgänger und Reiter strömten in Menge in gleicher Richtung vorwärts.

Noëlie warf angstvolle Blicke in die vorüberkommenden Kutschen. Sie fürchtete, von Handal-Pascha gesehen und erkannt zu werden. Indem sie die Belästigung durch den aufwirbelnden Staub vorschützte, zog sie den schwarzen Schleier, der sie unkenntlich machte, vors Antlitz.

Tessarow lächelte, als er es bemerkte. „Man wird Sie für eine Türkin halten," meinte er scherzhaft. „Das könnte mir aber durchaus nicht passen, denn Sie müssen in der nächsten Stunde für eine freie Amerikanerin gelten."

„Warum wollen Sie mich nicht als Deutsche vorstellen?"

„Weil Sie nicht als Fräulein Noëlie Tausig, sondern als Mrs. Tessarow aus New York Zutritt erhalten werden."

Noëlie sah ihren Nachbar ganz erstaunt an. Sie war unter dem dichten Schleier dunkelrot geworden.

„Aber das wäre doch eine Täuschung der Behörde! Und ist es nicht gefährlich für Sie, wenn die Entdeckung gemacht wird, daß Sie mich als Ihre Frau mit zum Selamlik genommen haben, während Ihre Frau Gemahlin doch . . ."

„. . . vorgestern mit dem deutschen Salondampfer „Auguste Viktoria" nach Athen weitergereist ist? O nein, ich lasse es ruhig darauf ankommen."

„Wie, Ihre Frau Gemahlin ist schon vorgestern abgereist? Aber ich glaubte bestimmt, sie sei noch hier. Sagten Sie mir nicht gestern, daß Ihre Gattin unserer angebeteten Romanescu einen Blumengruß übersenden wollte?"

„Ganz richtig; vom Fuße der Akropolis aus. Das soll eine besondere Aufmerksamkeit meiner Frau für Fräulein Romanescu sein. Sie sind nämlich zusammen in der Pension erzogen worden und haben seiner Zeit für griechische Dichter selbander geschwärmt."

„Wie interessant! O, es wäre mir eine aufrichtige Freude gewesen, eine Jugendgespielin meiner — unserer Sora kennen zu lernen!"

„Sie können sich auch ihrem Gatten unbesorgt anvertrauen," meinte Tessarow lächelnd.

„O das weiß ich jetzt! Eine Frau, die eine Sora Romanescu zur Freundin gehabt hat, die kann nur gute Menschen lieben."

Tessarow küßte ihre Hand. „Das war aber die letzte kavaliermäßige Ehrenbezeigung," sagte er darauf humoristisch. „Jetzt sind wir verheiratet, und da würde ein Uebermaß von Galanterie auffallen."

Ein glänzendes, buntes Bild von wirklich orientalischer Pracht rollte sich vor Noëlies Augen auf.

Regimenterweise stand das Militär in vier Gliedern Spalier bis hinauf zum Hauptportal des die Höhe beherrschenden Jildiz-Kiosk. Unterhalb der schmucken Hamidije-Moschee befand sich Artillerie und Kavallerie, die einen dichten Wall gegen das in unabsehbarer Menge sich andrängende Publikum aus den mittleren und unteren Schichten des Volkes bildete. Eine breite Bahn wurde, von Infanterie hüben und drüben eingefaßt, auf der steilansteigenden Allee von dem Thor des Moscheehofes bis hinauf zu dem Palast des Sultans freigehalten. Die Truppen steckten in ihrer besten Uniform, wohl der einzigen, die sich sehen lassen konnte. Die Seitengewehre waren aufgepflanzt und spiegelten sich im Lichte der Sonne, die vom wolkenlosen Himmel auf die glänzende Versammlung herunterbrannte. Militärkapellen hatten sich in Abständen von kaum zweihundert Metern aufgestellt. Hofbeamte in prunkender Gala, Offiziere mit ordengeschmückter Brust, Aufsichtsbeamte mit langen Stäben, Reiter auf stolzen, langschweifigen Pferden drängten sich in buntem Durcheinander vor dem Thor des Hofes.

Auf dem eigentlichen Vorhof der Moschee war das Bild noch bunter. Hier befanden sich links von der Moschee die Paschas und Efendis, die sich nicht zum Islam bekannten — durchweg Ausländer, die nur in osmanischen Diensten standen. Weiter nach rechts hinüber hatte die Priesterschaft Aufstellung gefunden. Neben ihnen befanden sich turbangeschmückte Tataren, die soeben von einer Wallfahrt aus Mekka zurückgekehrt waren. Und diesseits und jenseits vom Gitter war das größtenteils aus Negern gebildete Regiment der Zuaven postiert, die in ihren kurzen Jacken, roten Hosen mit Gamaschen und grünen Turbans ein besonders stattliches Bild darboten.

Der Wagen, in dem Noëlie klopfenden Herzens neben dem Journalisten saß, mußte an dem äußeren Truppenkordon unterhalb der Moschee halten.

Tessarow half seiner Pseudogattin heraus und bot ihr den Arm. Da er dem die Passage überwachenden Offizier das Zutrittsformular vorweisen konnte, so ließ man ihn anstandslos passieren.

Noëlie hing zitternd an Tessarows Arm.

„Nur Mut!" flüsterte ihr der Journalist zu. „Madame Tessarow pflegt sich vorzüglich zu halten; bitte also: Kopf hoch!"

Immer schwerer bedrückte es Noëlies Herz, daß sie, falls ihr Vorhaben mißlang, unter Umständen auch ihren ahnungslosen Begleiter mit ins Unglück zog.

Plötzlich hielt ihr Begleiter vor einem in weißem Sandstein ausgeführten kleinen Palais, an das ein kaum zwanzig Meter breiter Garten stieß. Dort drängte sich bereits eine Menge Europäer in Festtagskleidern. Die Rampe des hochgelegenen Gartens befand sich zu Häupten der Spalier bildenden Soldaten, so daß der Blick der Geladenen, die sich dort aufzustellen hatten, über einen Wald von Bajonetten hinweg die freie, breite Bahn traf, auf welcher der Sultan kommen mußte.

Unsicheren Schrittes erklomm Noëlie die Stufen, die zum Garten emporführten. Ein Adjutant der Leibgarde, eine prächtige Erscheinung in kostbarer Uniform, trat den Ankömmlingen entgegen. Tessarow überreichte ihm mit einer höflichen Verbeugung das Formular, das — da es nach dem auf ihn und seine Frau lautenden Paß ausgestellt war — für das Ehepaar Tessarow Gültigkeit hatte. Der Adjutant geleitete das Paar ins Innere des Kiosks und stellte sie an zwei Fenstern den dort befindlichen Gästen kurzweg als: „Monsieur et Madame Tessarow" vor. Die anwesenden Herren erhoben sich. Der Adjutant nannte verschiedene Namen, französische, englische, deutsche, rumänische, serbische — das schwirrte nur so an Noëlie vorüber, ohne daß sie ein einziges Wort verstand. Sie machte mechanisch ihre Verbeugungen; dann suchte ihr Arm wieder den ihres Begleiters.

„Ich finde die Luft hier unerträglich," sagte Noëlie plötzlich. Sie hatte bemerkt, daß sämtliche Fensterplätze bereits besetzt waren; es war ihr dadurch ganz unmöglich gemacht, ihr Vorhaben auszuführen.

„Gehen wir also in den Garten zurück," schlug Tessarow vor.

Sofort war Noëlie damit einverstanden.

Leicht gelang es ihr hier, in die vorderste Reihe der Zuschauer zu kommen, da die Herren ihr in liebenswürdigster Weise Platz machten.

Diener gingen mit großen Tabletten durch die Reihen, um Thee zu servieren, in dem kleine Zitronenscheiben schwammen.

Plötzlich eine Fanfare.

Kommandostimmen erhoben sich, und sofort standen die Truppen still. Ein neues Kommando — und die Gewehre wurden präsentiert. Der Griff klappte vorzüglich. Gleichzeitig fielen sämtliche Militärkapellen mit dem Präsentiermarsch ein.

Gleich darauf schwieg die Musik wieder. Und nun vernahm man hoch aus den Lüften

herab, von der mittleren Rotunde des Minarets, den feierlichen, rhythmisch und melodisch so eigenartigen Gebetsruf des Muezzins, dessen langgezogene, runde, volle Töne vom Berge weit hinaus bis zum Bosporus hinabzudringen schienen.

Und mitten hinein in das Wechselspiel zwischen militärischer und religiöser Zeremonie klang das langanhaltende Begrüßungsgeschrei der präsentierenden Truppen: „Padischah tschok jascha! — Tschok jascha Padischäh!“*) Noëlie war von der Feierlichkeit des Augenblicks, der ja für sie noch eine ganz besondere Bedeutung hatte, tief ergriffen.

Nun kam die Kapelle eines Garderegiments mit schmetternder Musik im Paradeschritt, trotz des schwierigen Geländes, den Berg herab. Die Ehrenwache mit den Feldzeichen — seidenen Fahnen, auf denen Koransprüche in Gold und Silber gestickt waren — schloß sich an.

In zwei langen Reihen, zwölf Schritt Distanz zwischen sich lassend, marschierten die Minister und die Veziere im Gleichschritt auf der Straße daher. Den Zug eröffneten die Marschälle. Die Uniformen strotzten von Gold, jede Brust war mit Orden bedeckt. Größtenteils waren es ältere Männer mit klugen Augen, charakteristischen Köpfen und von stattlichem Ansehen.

„Der Sultan! Der Padischah!“ rief es plötzlich rings um Noëlie.

Sie handelte von diesem Augenblick ab wie ohne Besinnung. Weit beugte sie sich vor, nach dem Wagen des Großmächtigen ausschauend. Ein Zittern überlief ihre Gestalt, als ihr Blick jetzt zufällig den Wald von blitzenden Bajonetten vor ihr streifte. —

Wieder Musik — noch einmal der Ruf des Muezzins — der lange Segenswunsch der präsentierenden Truppen und das Pferdegetrabe der auf Schimmeln dem kaiserlichen Wagen voranreitenden Prinzen.

Noëlies Hand war unter den seidenen Umhang gefahren, sie tastete nervös nach dem Brief.

Da nahte der Wagen. Der Sultan Abdul Hamid, in einen dunkelgrauen Mantel gehüllt, den unscheinbaren Fes auf dem intelligenten Kopf, saß gebeugt in der halb offenen Chaise. Seine blitzenden Augen schienen jeden seiner Soldaten zu mustern. Jetzt schweifte sein Blick zu den Fremden herüber, die — einem Aehrenfeld gleich, durch das der Wind geht — sich ehrfurchtsvoll verneigten.

„So verbeugen Sie sich doch!“ zischelte Tessarow, dem das seltsame Wesen Noëlies auffiel.

Mit einem Ruck hatte sie den Brief herausgeholt.

Wenn der Brief sein Ziel verfehlt! so rief es plötzlich in ihr, und sie fühlte ihre Hand beben und den Schweiß auf ihrer Stirn ausbrechen.

Ein Blick des Sultans streifte sie . . . und da flatterte auch schon der kleine Gegenstand über die Bajonette der Soldaten hinweg in kurzem Bogen in den Wagen . . . dicht zu Füßen des kaiserlichen Herrn.

Ein leichter Aufschrei in Noëlies Umgebung. Im nächsten Augenblick schon hatte man sie zurückgerissen.

„Ein Attentat!“ . . . „Wer war's?“ . . . „Was giebt's?“

In allen Sprachen schwirrten aufgeregt Rufe durcheinander. Niemand wußte, was eigentlich geschehen war.

Noëlie wurde von zwei schwarzgekleideten Männern — offenbar Polizisten — mit solcher Geschwindigkeit in ein oberes Gemach des an den Garten anstoßenden Kiosks gebracht, daß kaum einer von den Anwesenden ihr Antlitz zu erkennen vermochte. Tessarow drängte sich hinter den beiden Männern mit in den halbdunklen Raum.

„Heiliger Himmel, was haben Sie gethan?“ fragte er voll Entsetzen.

Auch der Adjutant, der mit hereingestürmt war, wandte sich mit einer Flut von Vorwürfen an sie. Als er sah, daß die Arme fast bewußtlos war, richtete er seine zornige Rede an Tessarow.

„Aber von einem Attentat kann ja gar nicht die Rede sein. Sie haben ja selbst gesehen . . .“

„Sie sind der Gemahl der Madame?“

Tessarow sagte fest und bestimmt: „Ja.“

„Warum haben Sie Madame dann nicht an der Ausführung dieses Wagnisses gehindert?“

„Ich wußte selbst nicht um die Absicht meiner Frau, ein Bittgesuch dem Sultan in den Wagen zu werfen.“

„Nichtsdestoweniger muß ich Sie gleichfalls hier bis auf weiteres festhalten.“

„Und wie lange?“

„Bis der Sultan über Madame verfügt hat.“

Der Journalist machte eine höfliche Verbeugung. Wenige Augenblicke später war er mit seiner Pseudogemahlin allein.

5.

„Wo bin ich?“ fragte Noëlie matt, als sie zum Leben zurückkehrte. „Mein Gott, wie dunkel ist es hier!“

Tessarow war ans Fenster getreten, an dem eine feste Holzjalousie angebracht war. Er erwirkte durch Veränderung der Lage der Holzstäbchen eine etwas hellere Beleuchtung.

Jetzt erkannte Noëlie ihren Beschützer. Sie brach in Thränen aus.

„Also alles verloren?“ klagte sie. „Ach, mein Herr, wie unglücklich ich bin, Sie auch noch mit in mein Schicksal hereingezogen zu haben. Ich habe schwer an Ihnen gesündigt, aber noch ist alles gut zu machen. Sobald der Adjutant kommt, werde ich ihm, wie jetzt Ihnen, die Geschichte dieser Bittschrift erzählen.“

Tessarow hörte finster zu. Als sie aber Sturys Namen erwähnte, rief ihr Begleiter überrascht: „Wie — um diesen Mann zu retten, haben Sie — eine Freundin der Romanescu — Ihre Freiheit, ja, vielleicht Ihr Leben aufs Spiel gesetzt?!“

„Gewiß, und auch Sora wußte darum, daß es sich um Stury handelte. Sie bestärkte mich sogar in meinem Plan, ihn zu retten.“

„So hat sie — günstigen Falles — ihrem größten Feinde das Leben gerettet.“

„Ihrem Feinde?“

„Oder doch dem Feinde des Prinzen Karoly.“

„Aber von dieser Feindschaft wußte ich natürlich keine Silbe, und, wie mir scheint, Sora ebensowenig.“

„So lassen Sie sich erzählen. Sie wissen doch, daß Prinz Karoly zum letztenmal Ende vorigen Winters den Fürsten bestürmt hat, ihm doch die Heirat mit der Sora Romanescu zu gestatten?“

„Ich erinnere mich dunkel der Zeitungsnachrichten darüber.“

„Nun, dieser Plan wurde durch den energischen Widerstand des Fürsten vereitelt. Die Fürstin wollte ihren Lieblingsgedanken aber dennoch durchsetzen; und so bereitete sie in aller Heimlichkeit eine Reise nach der Insel Wight vor. Niemand als die Romanescu sollte sie begleiten. Auf englischem Boden aber wollte sie die Vermählung ihrer Hofdame mit dem Prinzen Karoly, der auf Umwegen gleichfalls dahin kommen solle, durchsetzen.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Lange lebe der Padischah.



Karte der projektierten Baghdadbahn. (S. 12)

Illustrierte Rundschau.

Unter den Deutschen, die für ihre neue Heimat Transvaal gegen England in Waffen stehen, befindet sich auch **Dr. Gustav Mangold** (siehe das Porträt auf S. 9) aus München, der eine Kommandostelle in der deutschen Legion inne hat. Er war seiner Zeit als Mineraloge nach der Südafrikanischen Republik



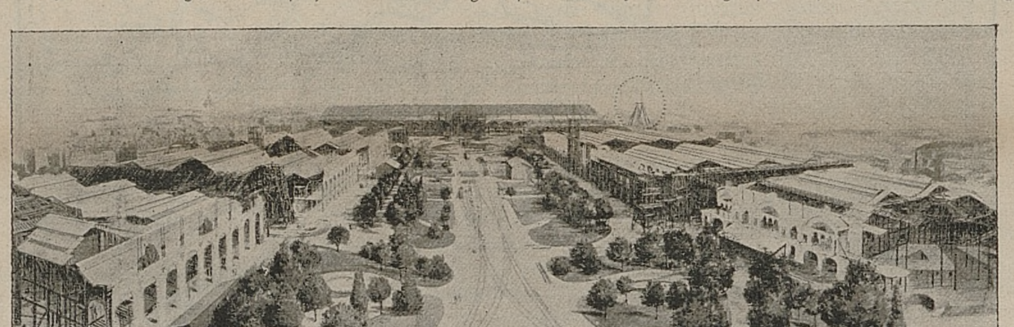
Elektrischer Motor-Postwagen in Berlin. Nach einer Originalskizze von E. Hosang.

gekommen, heiratete dort eine Burentochter und kehrte mit ihr nach Europa zurück. Beide studierten in Zürich und Heidelberg Medizin und begaben sich dann wieder nach Transvaal zur Ausübung der ärztlichen Praxis zurück. — Von großer Bedeutung ist die dem deutschen Konsortium unter Führung der Deutschen Bank in Berlin vom Sultan erteilte Konzession zur Weiterleitung der anatolischen Eisenbahn in Kleinasien bis Baghdad und Basra (Bassora). Die neue **Baghdadbahn** (siehe die Karte auf S. 11) wird von Konia über Eregli und Adana nach Marasch und über Aintab, wo sich die geplante Südbahn nach Damaskus abzweigen soll, sowie über Diarbekr nach Baghdad geführt werden. Später soll dann die Baghdadbahn über Kerbela und Nedjef bis Basra verlängert werden und in Koren (Kuweit) am Persischen Golf ihre Endstation erhalten. — Elektrische Droschken, Omnibusse und Lastwagen sind bereits in einer ganzen Reihe von Großstädten in Betrieb. Man findet Automobile im Feuerwehrdienst, und ebenso sind in Deutschland und Frankreich umfassende Versuche mit Motorwagen für Militärzwecke ausgeführt worden. Nun hat auch die deutsche Reichspostverwaltung begonnen, automobile Fahrzeuge ihren Zwecken dienstbar zu machen, und wir führen obenstehend unseren Lesern einen **elektrischen Motor-Postwagen** vor, der in den Straßen Berlins zu sehen ist. — In der südamerikanischen Föderativrepublik der Vereinigten Staaten von Venezuela ist wieder einmal eine Revolution ausgebrochen. **General Cipriano Castro**, der sich durch einen Aufstand im Oktober 1899 zum Präsidenten gemacht hatte,



General Cipriano Castro.

wurde seitens seines eigenen Handels- und Arbeitsministers, Generals J. M. Hernandez, durch einen neuen Putsch gestürzt. Das unterste Bild zeigt eine **Gruppe von venezolanischen Insurgenten** in der Nähe der Hauptstadt Carácas. — Die **Bauten der Pariser Weltausstellung** gehen ihrer Vollendung entgegen. Die Gesamtansicht auf das Marsfeld, die wir nebenstehend bringen, ist vom ersten Stockwerk des Eiffelturmes aus aufgenommen. Vorn links die Paläste des Bergbaues und der Metallurgie, weiterhin die der Spinnerei, Weberei und Bekleidungsindustrie; gegenüber auf der rechten Seite der Hauptavenue die Paläste der chemischen Industrien und der Transportmittel, noch weiter rechts die des Unterrichts und der Erziehung. Im Hintergrunde ist der riesige Elektrizitätspalast zu sehen, vor dem das Wasserschloß in der Ausführung begriffen ist. Rechts daneben sieht man das von einer englischen Gesellschaft errichtete Riesenrad emporragen.



Stand der Arbeiten für die Pariser Weltausstellung von 1900.

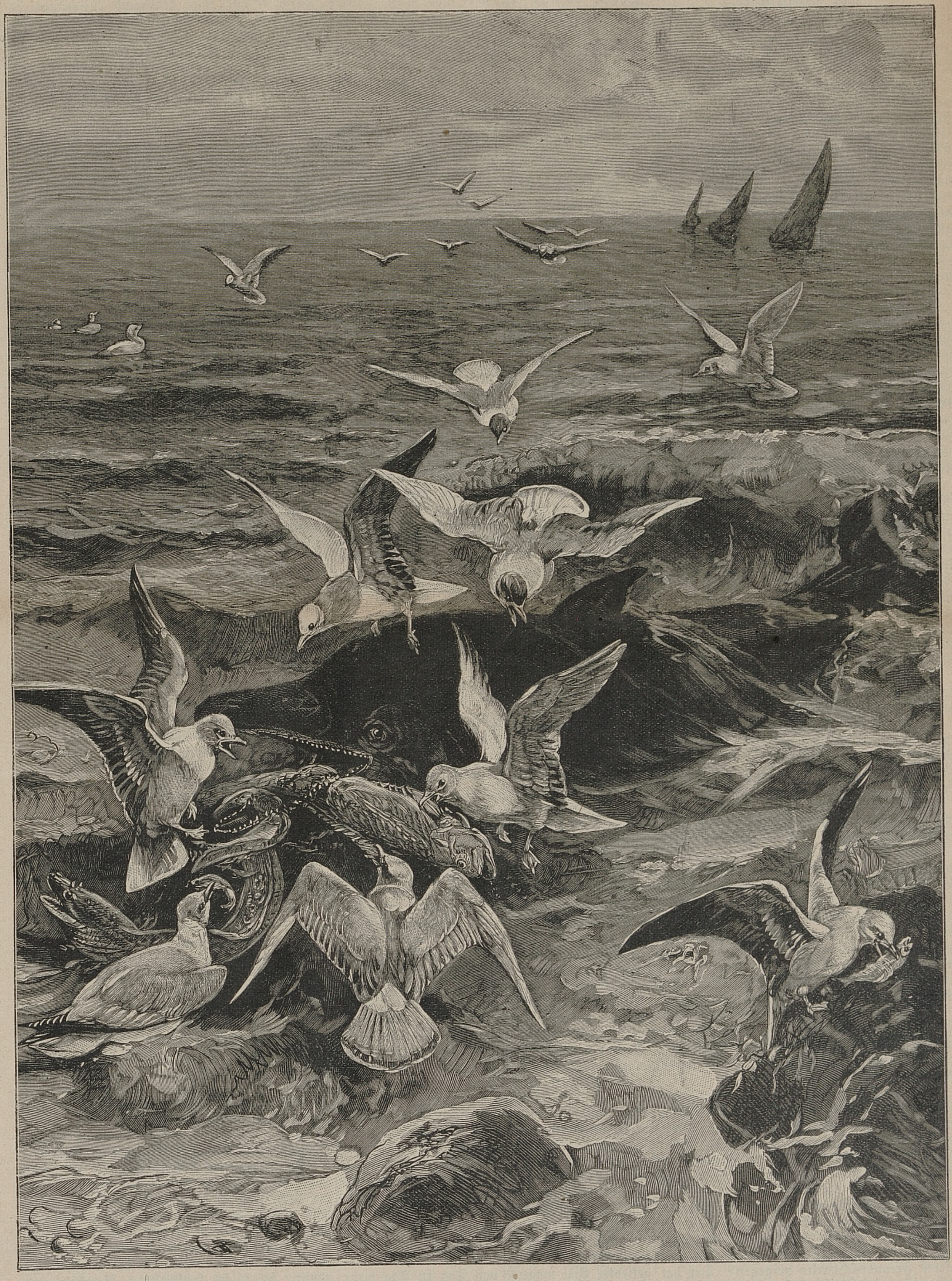


Aufständische in der Umgegend von Carácas (Venezuela).

Der Delphin und seine Gäste.

(Mit Bild auf Seite 13.)

Der Delphin, ein zur Klasse der Wale gehörendes Meersäugetier, muß als solches stets Luft atmen und kann daher nie lange unter Wasser verweilen. Da der Delphin aus dem gleichen Grunde auch beim Fressen den Kopf über dem Wasser haben muß, so bevorzugt er als Jagdgebiet nicht das hohe Meer, sondern die seichteren Küsten, Buchten, Fjorde und Flußmündungen. Dicht an der Meeresküste beobachtete der Zeichner unseres Bildes auf S. 13 ein sehr interessantes Schauspiel. Einige dort spielende und fischende Delphine wurden eifrig von Möwen umschwärmt, die jedesmal, wenn ein Delphin mit einem erbeuteten größeren Fische wieder an der Oberfläche erschien, um ihn dort zu fressen, sich furchtlos auf ihn stürzten und als ungebetene Gäste an seinem Mahle teilnahmen. Der Vorgang ist jedenfalls kein seltener, und die Delphine scheinen daher zu den Möwen in einer Art von Patronatsverhältnis zu stehen, da die Vögel auch nicht die geringste Furcht vor dem großen Meersäugetier verrieten.



Der Delphin und seine Gäste. (S. 12)

Der Glücksesel.

Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

Von **Harry Sheff.**

1. (Nachdruck verboten.)

Unter den vielen beachtenswerten Bildern des amerikanischen Malers Remington befindet sich auch das wohlgelungene Gemälde eines Esels. Man kann sich wohl denken, daß dieser Esel während seines Erdenwallens kein gewöhnlicher Esel gewesen ist, und fügen wir hinzu, daß der Esel, den Remingtons Pinsel verewigt, nach einer abenteuerlich verlebten Jugend in dem Palast eines amerikanischen Millionärs gleich dem wertvollsten Marstallpferd verpflegt wurde, so dürfte es klar sein, daß es mit diesem glücklichen Esel eine besondere Bewandtnis haben muß.

— — — — — — — — — — — —

Es war im Jahre 1872 an einem glühend heißen Augusttage, als eine seltsame, aus wenigen Mitgliedern bestehende Karawane am Fuße der Kortenaihügel, die den Abschluß des nordamerikanischen Coeur d'Alêne-Gebirges nach Norden bilden, dahinzog. Es waren drei Männer und ein Maulesel, die in trauter Gemeinschaft langsam und matt dahinschlichen unter den glühenden Sonnenstrahlen, welche ausdörrend auf ihr Hirn niederbrannten und ihnen Kraft und Mut raubten.

Kaum waren sie in einen von zerklüfteten Felsen gebildeten Hohlweg gelangt und hatten einigermaßen Schutz vor der Sonnenglut gefunden, als einer der Männer, ein hochgewachsener, rotbärtiger Ire, sich zu Boden warf und ausrief: „Da laßt mich liegen und trollt euch eurer Wege, wenn's euch beliebt. Ich meinerseits ziehe vor, hier dieses Hundeleben zu beenden und will lieber von einer gesprenkelten Katze aufgefressen werden, als daß ich mich länger narren ließe. — He, Sullivan, was ist deine Meinung?"

Der Angeredete entzündete gelassen ein Streichholz an seiner Stiefelsohle und setzte damit seine kurze Pfeife in Brand.

„Was meine Meinung ist?" versetzte er. „Daß du ein Schafskopf bist, Tim, und daß ich mir einen anderen Genossen gesucht hätte, wenn ich deinen Kleinmut auch nur im entferntesten hätte ahnen können."

Tim faßte die Hand seines Freundes Sullivan, der sich neben ihm auf dem üppigen Grasteppich niedergelassen hatte. „Halte mich nicht für einen Feigling, Michael, du weißt, ich habe bisher in jeder Gefahr meinen Mann gestellt, aber wir sind auf einem faulen Pfade, mein Junge. Seit zwei Monaten irren wir in dieser Wildnis umher und durchwühlen den Boden nach Gold, aber nicht ein Korn ist uns bis jetzt in die Hände gefallen. In drei Tagen ist unser Mundvorrat zu Ende, wir werden alsdann kein Mehl, keinen Speck, Kaffee oder Whisky mehr haben — na und was dann?"

„In drei Tagen können wir die reichste Mine im ganzen Gebirge entdeckt haben," antwortete Sullivan in größter Seelenruhe, „und dann werden wir uns Whisky genug kaufen können."

Bei dem Gedanken an die ungeheuren, gar nicht auszudenkenden Mengen Whisky, die er sich mittels einer halbwegs ertragreichen Goldmine verschaffen könne, verklärte sich in der That Sullivans Gesicht, und sein Freund, der „lustige Mike", wie er genannt wurde, begann zu singen.

„Uebrigens können wir uns den Hungertod noch eine ganze Weile vom Leibe halten," nahm er nach einigen Minuten die Unterhaltung wieder auf. „Hast du denn den Esel unseres Freundes Charley vergessen? Der hat zwar nicht viel Fleisch auf dem Leibe — ich meine nämlich den Esel und nicht unseren deutschen Freund Charley — aber gebraten wird er sich noch verspeisen lassen."

Kaum hatte der Goldsucher diese Worte, mit welchen Tim recht einverstanden zu sein schien, von sich gegeben, als sich hinter seinem Rücken eine kräftige Stimme in deutscher Sprache also vernehmen ließ: „Untersteht euch nur, ihr Halunken, meinen Esel anzurühren! Ich schlage euch alle Knochen im Leibe zusammen, wenn ihr meinem armen Grauschimmel zu nahe kommt. — Schlachten wollt ihr das arme Tier — braten? Eher röste ich euch selber über langsamem Feuer, euch irisches Lumpengesindel, Tagediebe, mit denen mich mein Unglücksstern zusammengeführt hat."

Michael Sullivan winkte den Scheltenden zu sich heran. „Well, mein Junge," sagte er beruhigend, „ich verstehe zwar nur den zehnten Teil von deinem Lärm, aber mir scheint, du bist nicht sonderlich einverstanden damit, daß wir deinen Esel aufessen. Ist auch nicht nötig, Charley, und soll nicht geschehen, solange noch ein einziges wildes Kaninchen zu schießen ist."

Das beruhigte den Besitzer des Maulesels, und er ging daran, Holz zu einem Feuer zu sammeln, an welchem die Goldsucher sich ihre Mahlzeit bereiten wollten. Bald loderte auch die Flamme empor, in einem Blechgefäß wurde der Kaffee gekocht, Tim richtete Speck her, während Sullivan aus Maismehl ein kuchenartiges Gebäck bereitete, und die Wanderer gaben sich mit Behagen dem Genuß eines für die Verhältnisse ganz vortrefflichen Frühstücks hin.

Der Grauschimmel suchte sich indessen die zartesten Grashalme aus und frühstückte ebenfalls.

2.

Karl Schmidt, der Deutsche, den wir in der fragwürdigen Gesellschaft der amerikanischen Goldsucher kennen lernen, war ein noch junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren. Er war Schlesier von Geburt, und sein Vater hatte in der Nähe von Liegnitz einen ansehnlichen Bauernhof besessen. Da der alte Schmidt aber neun Sprößlinge besaß, so entschloß sich Karl, als der Jüngste, ins gelobte Land Amerika überzusiedeln.

Hier wollte es ihm jedoch ganz und gar nicht glücken. Vertrauensselig, wie er war, verlor er schon in den ersten Wochen sein Geld an „gute Freunde", und dann ging es an die harte Arbeit. Schließlich kam er auf den unglückseligen Einfall, Goldsucher zu werden. Er grub und schaufelte wacker darauf los, doch er fand nichts, und so stand er eines Tages in der Wildnis da, ohne Mittel, ohne Mundvorrat, ohne Aussichten. Nur sein Maulesel, der bis dahin seinen Proviant getragen hatte, war ihm geblieben.

In dieser schlimmen Lage lernte er Mike Sullivan und Tim O'Rourke kennen. Sie begannen damals gerade ihren Zug in die Berge und hatten frischen Vorrat an Lebensmitteln, Pulver und Blei, nur der Maulesel, der ihn tragen sollte, fehlte ihnen. Aus diesem Gesichtspunkt kam ein Vertrag zu stande zwischen den beiden Goldsuchern und Schmidt mit dem Esel, und nachdem der junge Deutsche das feierliche Versprechen erhalten, daß der zehnte Teil von allem, was gefunden werde, ihm gehören solle, belud er seinen Grauschimmel mit dem Eigentum seiner neuen Freunde, und hinein ging's in die Einsamkeit der Gebirgsschluchten von Idaho.

Charley — wie die Amerikaner ihn nannten — mußte bald merken, daß er sich auf ein sehr zweifelhaftes Geschäft eingelassen hatte. Sein geliebter Esel magerte von Tag zu Tag mehr ab, und durch den ihm garantierten „Zehnten" wurde er auch nicht sonderlich entschädigt, da der zehnte Teil von nichts unwiderruflich nichts ergab. An dieser arithmetischen Thatsache ließ sich nicht das geringste ändern.

Darüber sann er auch jetzt nach, während alle drei ihr frugales Mahl einnahmen. Michael Sullivan war sichtlich bestrebt, durch humoristische Erzählungen und Späße den Mut seiner Genossen zu beleben. Da wußte er von manchen Beispielen zu berichten, welche zeigten, wie der launenhafte Zufall oft in letzter Stunde den Goldsuchern zu Hilfe gekommen sei; er tröstete den mißmutigen O'Rourke auch damit, daß er meinte, man könne von der nächsten Stadt nur sechzig englische Meilen entfernt sein, und somit würde ein Marsch von kaum zwei Tagen genügen, frische Vorräte einzukaufen.

Plötzlich rief Sullivan, das Haupt emporhebend und zum Himmel aufschauend: „Da gerade über uns steht ein Wetter, so schwarz und drohend, wie man es sich in dieser Gebirgshölle nur wünschen kann. Da können wir uns auf ein paar tausend Gallonen Wasser gefaßt machen, wenn das über uns kommt."

Und das Unwetter ließ nicht lange auf sich warten. Heulender Sturm raste durch die Schluchten und brach sich mit donnerndem Echo an den felsigen Wänden, dann zuckten Blitze, züngelnden Schlangen gleich, auf die Wanderer nieder, die sich minutenlang in einem wahren Feuerregen befanden, der Donner brüllte, und eine Regenflut ohnegleichen strömte aus dem finsteren Gewölke zur Erde. Der Hohlweg verwandelte sich in wenigen Minuten in das Bett eines reißenden Flusses. Die Goldsucher hatten Mühe, sich und ihr Gepäck auf einen höheren Punkt zu retten. O'Rourke fluchte, Sullivan murrte, daß so viel Wasser „ungebrannt" auf ihn niederkäme, und Schmidt hatte genug zu thun, seinen Maulesel zu beruhigen, welcher der Wut der Elemente seine eigene entgegensetzte und einen wilden Tanz aufführte, wobei er mit seinen Hufen große Stücke des aufgeweichten Erdreichs um sich warf.

Endlich ließ das Sturmeswüten nach, über dem Felspaß schimmerte es wieder licht und blau, und auch das Wasser verlief sich schnell. Die Goldsucher hatten jedoch alle Lust zu weiterem Verbleiben verloren, sie rüsteten sich eiligst zur Fortsetzung ihres Marsches und packten alle ihre Habseligkeiten dem Maulesel auf. Dann machten sich Sullivan und Schmidt daran, die Hufe des Tieres zu untersuchen, wie sie es immer thaten, bevor eine Kletterpartie über die Berge angetreten wurde. Kaum aber hatte Sullivan das linke Hinterbein des Esels emporgehoben und den Huf vom Schmutz befreit, als er plötzlich mit einem Jubelschrei emporsprang und wie ein Wahnsinniger um den Esel herumtanzte.

„Wahrhaftig, er hat den Verstand verloren," rief Schmidt. „Er hält meinen Esel für das goldene Kalb und betet ihn an."

„Kein goldenes Kalb, aber ein goldener Esel ist es," schrie Sullivan. „Und ich bete es an, dieses göttliche Tier. O'Rourke, Schmidt — kommt her, meine Burschen — da — da — seht her, verliert nicht euren armen Verstand — am Huf unseres Esels — sagt mir, daß ich nicht verrückt geworden bin — das ist Gold — Gold — Gold! Wir stehen auf unserer Mine!"

Und es war Gold, es war eine Mine!

In fieberhafter Hast wurden die Schaufeln angesetzt, ohne ein Wort zu sprechen gruben die drei, doch sie brauchten nicht tief zu gehen; bald glänzte es ihnen entgegen, das gleißende Metall, gelb und in reicher Fülle. Es war die „Mine eines armen Mannes", welche sie entdeckt hatten, denn so wird der Erzfund genannt, der nicht kostspieligen Bergbau und teure Maschinen für seine Hebung beansprucht.

Sie grenzten ihren Anspruch nach allen Vorschriften des Gesetzes ab, umpfählten die Grube in weitem Umkreis, auch ein Stück Pappe wurde aufgesteckt, auf welches Sullivan mit vor Erregung zitternder Hand und mit Hilfe einer Kohle ihres Lagerfeuers die Worte schrieb:

„Michael Sullivangrube.
Besitzer: Sullivan und O'Rourke."

Nachdem diese ersten Sicherungen des Besitzes erfolgt waren, zog Sullivan seinen Freund Tim beiseite und setzte ihm auseinander, daß sie jetzt so schnell als möglich nach Walad, der vermutlich nächsten Stadt, aufbrechen müßten, um sich einen gesetzlich gültigen Besitztitel ausfertigen zu lassen und Arbeiter zur Hebung ihres Schatzes anzuwerben. Maschinen und Werkzeuge zu erhalten, werde jetzt ein leichtes sein.

Nachdem sie einige Minuten eifrig miteinander geflüstert hatten, traten sie zu Schmidt hin. Sullivan legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter und sagte schmunzelnd: „Wir haben einen Auftrag für dich. Mein Genosse und ich brechen jetzt nach Walad auf, dir vertrauen wir die Bewachung und Verteidigung unseres wertvollen Besitzes an, du magst daraus schließen, daß wir dich für einen verwünscht ehrlichen Gesellen halten."

Schmidt versprach und schwur, die Sullivangrube bis zur Rückkehr ihrer rechtmäßigen Besitzer gegen jeden fremden Eingriff zu bewahren und zu verteidigen, und nachdem er von Sullivan und O'Rourke mit kräftigem Händedruck Abschied genommen und von ihnen mit einer Büchse, Pulver und etwas Mundvorrat versehen worden war, sah er sie hinter den Felsen verschwinden und war allein, allein in der schauerlichen, an Gefahren reichen Wildnis, auf viele Meilen im Umkreis sicherlich das einzige menschliche Wesen, allein mit dem blitzenden Edelmetall zu seinen Füßen und dem geduldig dareinschauenden Esel an seiner Seite.

3.

Schmidt gehörte zu jenen beneidenswerten Menschen, welche Nerven nur vom Hörensagen kennen. Sonst hätte ihn das Gefühl der Verlassenheit, der Hilflosigkeit den ihm drohenden Gefahren gegenüber sicherlich beunruhigt. Wie prächtig malte er sich die Zukunft aus! Sein Anteil an dem Ertrag der Goldmine mußte ihm zweifellos ein großes Stück Geld in den Schoß werfen. Er hoffte ja nicht auf Hunderttausende — so hoch verstiegen sich seine bescheidenen Wünsche nicht —, aber er meinte, zehn- bis zwanzigtausend Dollars würden sicherlich für ihn abfallen.

O, er wußte schon ganz genau, was er mit seinem Reichtum beginnen würde. Nicht eine Stunde länger als nötig wollte er in Amerika bleiben — ihn zog es schon lange nach der deutschen Heimat zurück. Und wenn Schmidt aus solchen Träumen erwachte und sich der rauhen Wirklichkeit gegenüber sah, so lachte er vergnügt vor sich hin und sagte zu sich selbst: „Du bist doch ein Glückspilz, Karl Schmidt."

So vergingen zwei Tage und zwei Nächte, die Frist, welche man für die Wiederkehr der Goldsucher verabredet hatte, war verstrichen, aber von Sullivan und O'Rourke zeigte sich keine Spur. Als auch der dritte Tag vorüber war, wurde der Deutsche doch ein wenig bedenklich über das lange Ausbleiben seiner Freunde. Er streckte sich am Abend an seinem Lagerfeuer aus mit dem Gedanken, daß den beiden ein Unfall zugestoßen sein müsse.

Er wurde vom Geräusch galoppierender Pferde aufgeschreckt. Einen Moment rieb er sich die Augen, dann sprang er freudig bewegt auf — das mußten die Freunde sein.

Doch wie groß war seine Bestürzung, als er sich einem fremden und keineswegs anheimelnden Menschen gegenüber sah. Es war ein hochgewachsener, sonnengebräunter Mann, der den Desperado durch sein Aussehen und Wesen sofort verriet. Seine Kleidung war zerrissen und staubbedeckt, den Hut schien er bei dem anstrengenden Ritt verloren zu haben, die Haare fielen ihm ungeordnet und wirr in Stirn und Nacken. Dagegen war er mit Waffen wohl versehen. Außer einer Doppelflinte besaß er zwei Revolver und ein langes Messer, dessen Griff aus einer seiner ledernen Gamaschen hervorschaute. Der Mann ritt ein hohes, starkknochiges Pferd und trieb drei andere Tiere, die ebenso wertvoll waren, vor sich her.

„Jetzt gilt es!" dachte Schmidt und beschloß, die Goldmine mit aller Kraft zu verteidigen.

Als der Reiter sich der Umpfählung auf etwa zwanzig Schritt genähert hatte, legte der Deutsche seine Büchse an und rief: „Nicht weiter, mein Freund, oder es gibt eine blaue Bohne."

„Die hätte ich dir längst in den Schädel jagen können," antwortete der Fremde, „da meine Büchse auf viel weitere Entfernungen schießt, als die deinige, aber ich habe keine Zeit zu dergleichen Späßen. Hast du einen Schluck Whisky und einen Bissen Brot?"

„Wenn du deine Waffen zehn Schritt von dir entfernt ins Gras wirfst, sollst du alles haben."

„Well, das soll gelten."

Der Fremde sprang aus dem Sattel, entledigte sich seiner Büchse und der Revolver und führte dann seine Pferde zu einer Wasserlache, die sich in der Nähe befand; hier ließ er sie trinken und sich dann an dem saftigen Grase gütlich thun. Bei all diesen Verrichtungen verriet er große Unruhe und schaute oft hinter sich den Felsweg hinauf, den Eingang desselben scharf überwachend.

Als Schmidt ihm das Frühstück reichte, schlang er es gierig hinunter, er hatte offenbar lange nichts gegessen.

„Habt da wohl eine reiche Grube entdeckt?" sagte er, den Blick auf den angebrachten Zettel richtend. „Braucht vor mir keine Furcht zu haben, ich will Euch Euren Besitz nicht streitig machen, habe durchaus keine Zeit dazu."

„Ihr scheint es recht eilig zu haben," antwortete Schmidt. „Wo wollt Ihr denn mit den Pferden hin? Schöne, kräftige Tiere das."

„Reite nach Walad," lautete die Antwort des Fremden, „hoffe ein hübsches Stück Geld für meine Pferde zu bekommen. — Hallo, wir beide könnten auch ein Geschäft miteinander machen."

„Nur zu, wenn dabei was zu verdienen ist, bin ich bereit."

Der gute, arglose Schmidt sah nicht das boshafte Lächeln, welches in diesem Augenblick über das Gesicht des Mannes glitt.

„Well, ich sehe, Ihr habt da einen Esel, etwas mager zwar und gewiß schon alt, aber mir fehlt auf meiner Farm so ein Tier. Wie wär's, wenn ich Euch vorschlüge, ein Vollblutpferd für Euren Esel einzutauschen?"

Der Deutsche wollte anfangs nicht, der Esel war ihm ans Herz gewachsen, und überdies war er ja der unbewußte Entdecker der Mine gewesen. Doch schließlich überwog bei ihm der lang gehegte Wunsch, ein stattliches Roß zu besitzen.

„Ueberlegt nicht lange," drängte der angebliche Farmer, „ich muß weiter, jede Minute ist kostbar für mich. Ihr könnt Euch auch das beste meiner Thiere aussuchen — nur schnell!"

Der Handel wurde geschlossen. In schnöder Undankbarkeit vertauschte Schmidt seinen langohrigen Freund gegen einen feurigen Rappen. Der Fremde aber bestieg wieder seinen Renner, koppelte den Esel mit seinen beiden Pferden zusammen und rief fortreitend dem Deutschen noch zu: „Werdet Euch bald überzeugen, daß Ihr einen guten Kauf gemacht habt."

Und fort war er. Schmidt hörte noch eine Weile den Hufschlag der Pferde und das eigentümliche Lachen des Mannes, mit welchem jener seine letzten Worte begleitet hatte.

Und jetzt beschlich Schmidt das Gefühl, als habe er ein großes Unrecht begangen. Am liebsten wäre er dem Farmer nachgelaufen, um das Geschäft rückgängig zu machen, doch er durfte ja seinen Posten nicht verlassen, und dann hätte er den flinken Reiter auch nicht mehr eingeholt. Es blieb ihm also nichts übrig, als sich mit seinem in der That wertvollen Pferde zu trösten.

Schmidt klopfte dem jungen stolzen Tiere liebkosend den Hals, brachte ihm Futter und wusch es mit kühlendem Wasser, denn es war mit Staub und Schweiß bedeckt. Der Farmer schien seine Pferde erbarmungslos abgehetzt zu haben.

Doch Schmidt sollte nicht lange sich einer ungestörten Freude über seinen neuen Erwerb hingeben. Eine halbe Stunde etwa war verstrichen, seit er von seinem Esel Abschied genommen hatte, als in einiger Entfernung von ihm eine Anzahl Reiter auftauchten. Er zählte deren acht. Mit Windeseile kamen sie näher, und kaum waren sie des Rappens ansichtig geworden, als sie ein lautes Wutgeschrei ausstießen und, die Umzäunung niederreitend, Schmidt von allen Seiten einschlossen.

Der junge Deutsche machte nicht den geringsten Versuch, zu entfliehen; aber er setzte sich auch nicht zur Wehr, was ja bei der Ueberzahl seiner Angreifer völlig nutzlos gewesen wäre.

Ehe er sich noch irgendwie Rechenschaft über den ganzen Vorgang geben konnte, hatte man ihn zu Boden geworfen und an Händen und Füßen mit Stricken gefesselt.

Blicke der Wut, des Hasses und der Verachtung trafen ihn.

„Elender, erbärmlicher Pferdedieb!" rief ihm einer der Männer zu. „Ist es uns endlich gelungen, dich einzufangen? Jetzt ist dir der Strick sicher."

„Ach was — wozu noch einen Strick verschwenden?" schrie ein anderer. „Gebt Raum, ich werde dem Halunken, der uns seit Monaten beraubt hat, mit meiner Büchse das Lebenslicht ausblasen."

Und der Mann hätte seine Drohung wahr gemacht, wenn nicht ein weißhaariger Ansiedler ihm in den Arm gefallen wäre.

„Bezwingt eure Wut, Männer!" rief der Alte. „Dieser Pferdedieb soll seiner Strafe nicht entgehen, aber laßt uns verfahren, wie es bei Richter Lynch Brauch ist in Idaho."

Dem armen Deutschen perlte der Angstschweiß auf der Stirn, als er von „Pferdedieb" und „Lynchen" hörte.

„Leugnen kannst du nicht, Halunke," wandte sich der Alte an ihn. „Da steht mein eigenes Pferd — der Besitz dieses Tieres ist allein Beweis genug."

Schmidt war in seinem Leben kein großer Redner gewesen, und jetzt schnürte ihm die Todesangst vollends die Kehle zu, so daß er die Geschichte von dem Tausch seines Esels gegen den Rappen recht jammervoll und unglaubwürdig hervorbrachte. Als er geendet hatte, fragte man ihn, ob er sonst nichts zu seiner Verteidigung zu sagen habe.

Schmidt schüttelte den Kopf. Was hätte er auch noch sagen sollen?

Die Farmer traten zusammen und flüsterten. Das Resultat ihrer Unterredung zeigte sich darin, daß an einer Fichte, die am Abhang eines

Felsens wuchs, ein Strick befestigt wurde, den man vorher mit einer Schlinge versehen hatte.

„Man hat dich schuldig gefunden — du mußt sterben!“ sagte der Alte ernst zu ihm. „Verrichte ein kurzes Gebet und dann — in Gottes Namen!“

Der unglückliche junge Mann kniete mit Thränen in den Augen nieder und sprach das Vaterunser.

Still war's um ihn, die Männer hatten die Häupter entblößt, tiefes feierliches Schweigen lag über der gewaltigen steinernen Einöde. Oben auf dem Felsenabhang winkte der improvisierte Galgen.

„Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.“

Von Thränen fast erstickt rangen sich die Worte von den blassen Lippen des Opfers eines unseligen Irrtums.

„Amen,“ wiederholte Schmidt noch einmal, und ihm war es, als hätte er damit ein Lebewohl gerufen, das weit über das große Meer geflogen wäre — zu ihr, die er so lieb hatte.

Aber noch war das zweite „Amen“ nicht verhallt, da stürmten drei Reiter heran. Sullivan und O'Rourke waren es, und zwischen ihnen ritt mit gebundenen Händen der, der das Unglück über Schmidt gebracht hatte. Auch der verhängnisvolle Esel trabte hinterdrein.

Sullivan überschaute mit schnellem Blick die Sachlage. „Oho, nicht so schnell, Leute!“ rief er. „Diesmal hätte Richter Lynch beinahe eine ungeheure Dummheit begangen. Wir bringen den richtigen Pferdedieb. Ich kenne den Spitzbuben schon lange und, als wir ihn unterwegs mit dem Esel unseres Freundes und diesen prachtvollen Pferden trafen, da wußten wir, daß er eine Teufelei angerichtet habe, und nahmen ihn fest.“ —

Der Desperado, welcher einsah, daß es hier kein Entrinnen gebe, war geständig, er erzählte auch, daß er nur deshalb das Pferd gegen den Esel vertauscht habe, weil er durch den Besitz des Rappens Schmidt als den Thäter erscheinen lassen und so seine Verfolger los werden wollte. Er bat nur um die Gunst, noch eine Zigarette rauchen zu dürfen, und ließ sich, nachdem ihm diese gewährt worden war, mit stoischer Ruhe hängen. Die beiden Goldsucher drückten Schmidt die Hände und dankten ihm für seine treue Pflichterfüllung; sie hatten sich bei Abwickelung ihrer Geschäfte in der Stadt verspätet, doch war nun alles erledigt, Arbeiter und Maschinen schon unterwegs.

— — — — — — — — —

Die „Sullivangrube“ hat thatsächlich viele Millionen des edlen Metalles geliefert, und Sullivan und O'Rourke wurden reiche Leute. Leider erfreuten sie sich ihrer Herrlichkeit nicht lange. Sullivan sah tiefer ins Glas als irgend ein anderer Mann im Westen und ging am Whisky zu Grunde, wogegen sein Freund O'Rourke fast sein ganzes Vermögen im Pharaospiel verlor.

Karl Schmidt war der einzige, dem die Grube wirklich Glück brachte. Er ließ sich zwar von den Amerikanern mit der runden Summe von hunderttausend Dollars, etwa dem Zehnten seines Zehnten, abfinden, aber er hielt wenigstens sein Geld fest, kehrte nach Deutschland zurück, heiratete und wurde ein wohlhabender und angesehener Bauer.

Humoristisches.



Prompter Bescheid.

Professor (nachdem der Kandidat fast in allen Fächern ungenügende Antworten gegeben): Sagen Sie mir doch bloß, Herr Kandidat, wo sind Sie denn eigentlich zu Hause?
Kandidat (ängstlich): Ich bin aus Grünhausen, Herr Professor!

Schreckenskind.

Hausfrau (zum Besuch): O, ich sage Ihnen, beste Freundin, die Zeit vor den Feiertagen ist doch entsetzlich: gestern hatten wir den Tapezierer da, den Maler, den Bodenwichser, die Putzmacherin, die Waschfrau —

Kind (plötzlich einfallend): Den Gerichtsvollzieher hast du vergessen, Mama!



Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 3.

Auflösung des Bilder-Rätsels „Die Gratulantin“ in Nr. 1:

Man lese zuerst die in der Schattierung stehenden Buchstaben, indem man bei dem P oben beginnt und nach rechts weiter geht, hierauf die anderen Buchstaben in derselben Folge. Man erhält: Prosit Neujahr.

Charade. (Dreisilbig.)

In den Hütten und Palästen
Steht die erste umgekehrt,
Die den Wirten wie den Gästen
Tag für Tag ihr Mahl beschert.

Wenn die letzten laut erklingen,
Lauscht dem vollen Ton das Ohr,
Und es hebt sich wie mit Schwingen
Unser Geist zu Gott empor.

Doch das Ganze zieht uns wieder
Auf die Welt voll Lärm und Qual;
Selbst die schönsten unsrer Lieder
Macht's verhaßt und trivial.

Auflösung folgt in Nr. 3.

Logogriph.

Man pflegt es zum Geburtstag zu verehren;
Die erste Silbe fort, birgt's goldnen Wein;
Muß eine weitre Silbe es entbehren,
Wird es bei mancher Wunde dienlich sein.

Auflösung folgt in Nr. 3.

Auflösungen von Nr. 1:

des Homonyms: Band.
des Rätsels: Verwendung, Verschwendung.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.